Der Wald in Orts- und Flurnamen

Autor(en): **Sommer, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **13 (1957)**

Heft 4

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-420497

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

aufhalten müssen. Wenn es nachher darauf hinauskäme, daß die Welschen von dieser Möglichkeit den weitaus stärksten Gebrauch machten, so wäre das eine durchaus verantwortbare Belohnung für den bewundernswerten Respekt und die hartnäckige Treue, die die französischsprechenden Eidgenossen ihrer Sprache gegenüber beweisen.

Chefredaktor Dürrenmatt in den „Basler Nachrichten"

Der Wald in Orts- und Flurnamen

In ihrer verwirrenden Vielfalt stellen unsere Orts- und Flurnamen eine Kulturgeschichte im kleinen dar. Wer ein Ohr hat für das, was sie zu sagen haben, vernimmt eine Fülle reizvoller Einzelheiten über die Völker, die nacheinander, zum Teil neben- und miteinander, große Teile der heutigen deutschen Schweiz bewohnten: Helvetier, Römer, Alemannen. Daß die Mehrzahl unserer Sachbegriffe aus alter Zeit alemannisch-deutschen Ursprungs ist, versteht sich von selbst: aus der Sprache der Alemannen hat sich auf dem Weg über die althochdeutsche (bis etwa zum Jahre 1100) und die mittelhochdeutsche Sprache (bis 1500) unser heutiges Deutsch entwickelt. Immerhin blieb, ganz besonders im Namenschatz, die Erinnerung an die voralemannische Sprachwelt lebendig, so daß sich heute noch viele Bezeichnungen mit römisch-lateinischen und keltisch-gallischen Wurzeln nachweisen lassen.

Dies gilt auch für die von Wald und Waldbäumen oder -sträuchern abgeleiteten Orts- und Flurnamen. Sie könnten, gesamthaft gesehen, als „Naturnamen" angesprochen werden, weil sie — im Gegensatz zu den „Kulturnamen", die von der Arbeit unserer Vorfahren und den dadurch verursachten Veränderungen des naturgegebenen Zustandes berichten — Beschaffenheit, Bedeckung und Form der ursprünglichen Landschaft zum Gegenstand haben.

Die Zahl der mit „Wald" gebildeten oder sonst dem Wald irgendwie „verpflichteten" Namen ist überraschend hoch und spricht

eindrücklich von der großen Ausdehnung des Waldes in alter Zeit. Oft begnügte sich die Namengebung mit dem bloßen Begriff Wald; das Geographische Lexikon der Schweiz zählt mehr als ein Dutzend Ortschaften dieses Namens auf. Öfter jedoch wurde dem Grundbegriff ein Bestimmungswort beigegeben (Sumiswald = Wald des Siedlers Suomolt, Iseltwald = Inselwald usf.), oder aber man fügte einem andern Grundwort: Au, Haus, Häusern, Egg usw. den unterscheidenden Begriff Wald zur näheren Bezeichnung bei; so entstanden Namen wie Waldau, Waldegg, Waldhaus. Nicht immer freilich sind Namenformen auf oder mit „Wald" so durchsichtig und selbstverständlich, wie dies auf den ersten Blick erscheinen möchte; da und dort hat ein Name im Laufe der Zeiten sinnstörende Veränderungen erfahren, weil das Volk dessen ursprüngliche Bedeutung nicht mehr verstand und ihn dann einer andern Namenform anglich: Rheinwald sollte eigentlich Rheinval (also Rheintal) heißen, Waldenburg im Baselbiet Walenburg — hier steckt wie in Walensee oder dem Geschlechtsnamen Wahlen — der Begriff Walchen, womit man im Mittelalter die aus dem Süden stammenden „Welschen", die Italiener, bezeichnete. Zimmerwald enthält den altdeutschen Ausdruck „zimbar"; er bedeutete Bauholz, später auch etwa Holzbau und entwickelte sich allmählich weiter zum heutigen Begriff Zimmer. Zimmerwald wäre demnach etwa zu übersetzen als „Bauholz spendender Wald". In Grindelwald ist, ähnlich wie im bereits erwähnten Rheinwald, „Wald" eher als „Talschaft" zu verstehen (s. Friedli, „Bärndütsch", Band 2); hier mag der vorgermanische Begriff waltus = „der Kultur nicht unterworfenes Land" nachklingen: nicht umsonst stellt die Sprachwissenschaft eine nahe Verwandtschaft zwischen den Wörtern Wald und wild fest.

Ein gallisch-keltisches Wort für Wald verbirgt sich sowohl in Jura (und Jorat) wie in Gurten. Von der gallischen Bezeichnung „dubo juris", was soviel heißt wie schwarzer Wald, Schwarzwald, übernahmen die Alemannen einmal das eigentliche Hauptwort, d. h. sie ließen dem waldigen Faltengebirge den Namen, den ihm die Helvetier gegeben hatten, ebenso dem gleichfalls stark be-

waldeten Hügel am Westrand des Aaretals. Der Übergang von J zu G — juris/Gurten — ist eine recht häufige Erscheinung, man denke beispielsweise an die alte Namenform Jenf für Genf, das mundartliche „Jieps“ für Gips, an Garten und jardin usw. Anderseits ergab das Adjektiv „dubo“ = schwarz verschiedene seltsame Bestimmungswörter zu „Wald“ und anderen Grundbegriffen: Toppwald, Daugwald, Daubensee, Daubenhorn, Taubenloch usw. Im Amt Konolfingen dehnen sich große Staatswaldungen, der kleine und der große Toppwald geheißen; eine alte Urkunde spricht von der „statt Bern hochholtz, genempt der thoubwald by Hünigen“. In der Gemeinde Sumiswald ist aus einem „toben“ (schwarzen) Wald gar ein „Toppuwauwd“ Doppelwald, geworden! Welch köstliches Beispiel von volksmäßiger Umdeutung!

Als sinngleicher Partner zu „Wald“ erscheint heute gemeinhin „Forst“. Aus dem altdeutschen Begriff forha = Föhre, mit Hilfe der germanischen Bildungssilbe -istra entstanden, lautete das Wort ursprünglich forhist. Es verlor dann das h und wandelte seine Bedeutung über „Nadelwald“ und „Wald“ zu „Bannwald“, in dem das Holzen und Jagen verboten war. „Hard“, erweitert Harder, hat heute vielfach, wie die Verdoppelung Hardwald beweist, seinen einstigen Bedeutungsinhalt eingebüßt. Vielleicht nannte man in alter Zeit ein als Gemeinweide dienendes Brachfeld Hard, ließ man es zeitweise oder dauernd zu Wald werden, so wurde der Boden fest und für den Ackerbau untauglich. Auch Harz — der Name des Gebirges in Deutschland — bedeutet Hard; der Spessart in Hauffs Märchen ist der spehteshard oder Spechtwald. Nur noch in vereinzelten Flurnamen hat sich ein altes deutsches Wort für ein (meist lichtes) Gehölz erhalten; der „Lôh“ oder „Loo“. „Sumer, mache uns aber (wieder) frô, du zierest anger unde lô“, dichtete Walther von der Vogelweide in einer „Winterklage“. Dieses Wort lebt weiter in den Namen Loh, Langenloh, Lohn, Lohnstorf, Löhli, Pieterlen (was Pieterloo = Peterwald meint), aber auch in „Loch“, einem Namen, der auf bernischem Boden oftmals vorkommt. Selbstverständlich kann es sich an einer „Loch“ genannten Örtlichkeit gelegentlich trotzdem um eine

wirkliche Bodensenke handeln: der Augenschein wird im allgemeinen die richtige Deutung geben können.

In unkenntlich gewordenem Gewand lebt der Begriff Wald fort in Namen wie March, Marchegg, Mar(ch)bach. Wie erklärt sich der Zusammenhang zwischen den scheinbar so weit auseinanderliegenden Sinninhalten Wald und Mark, d. h. Grenze? Große Wälder bildeten in alter Zeit oft Länder- und Völkerscheiden; undurchdringliche, urwaldähnliche „Morken" — so altnordisch für „Wälder" — boten den besten Schutz gegenüber gefährlichen Nachbarn. Ein sehr altes Wort für Wald lebt schließlich fort im Ausdruck Schachen, der im Emmental bekanntlich zur Bildung der Ortsnamen Trubschachen und Rüegsauschachen geführt hat; das althochdeutsche Wort scahho ist eine Bezeichnung für Waldstreifen, meist Mischwald, und hat sich vornehmlich erhalten für den Baumbestand, der die Ufer unserer Flüsse säumt.

Nicht nur der Wald als nicht näher bestimmte Einheit ist immer wieder zum Namengeber geworden; es haben sich außerdem alle wichtigsten Waldbäume und -sträucher in Flur- und Ortsnamen verewigt, und zwar auch hier zum Teil schon in voralemannischer Zeit. Irchel bezeichnete in der keltischen Sprache einen Eichen- oder Tannenwald. Durch falsche Abtrennung aus „im" oder „am" Irchel entstand der konolfingische Ortsname Mirchel. Biglen, urkundlich Pigiluna (894), weist ebenfalls auf keltische Siedler hin. Grundwort ist picula (latinisiert) = „Baum, der Pech liefert"; gemeint ist die Tanne. Damit stellt sich der Name Biglen in eine Reihe mit zahlreichen andern Ortsbezeichnungen, in denen die Tanne namengebend wirkte, so Guttannen, Than, Tänlenen, Tannli. Von Eschen und Eschengehölzen berichten die Namen Äschi, Äschen, Öschenbach, aber auch, so verschieden diese Namen lauten, Tägertschi und Degersheim (mundartlich richtiger: Tägersche); in beiden hat sich das keltisch-gallische Tegerasgai = großes Eschengehölz, erhalten. Linden, Lindenholz, Limpach (eigentlich Lind-bach) erinnern an die Linde, Buch, Bucheggberg, Buchen usw. an die Buche; daß auch Heistrich und Heustrich — dies eine volkstümliche Umdeutung — hierher gehören, zeigt ein

Blick auf die alte Namenform heistarahi oder auf das französische hêtre. Heistrich benannte man einen Ort bei jungem Buchenwald. Übeschi geht auf den altdeutschen Namen ibisca für Eibisch zurück, Ulmiz ist aus lateinischem ulmus — mit gallischer Endung — entstanden und bedeutet Ulmenhain; in ähnlicher Weise wurde Bälliz nach dem alten Namen belle für die Pappel gebildet. Birr, Birrmoos, wahrscheinlich auch Bipp, erinnern an die Birke; Eichi, Eichmatt, gelegentlich vielleicht auch Eimatt — da wo nicht Ei = Au in Frage kommt — an die Eiche, Lerchenbühl, Lerchenberg u. a. an die Lärche, Erlenbach an die Erle. Ob in Arni, wie man u. a. im Geographischen Lexikon der Schweiz liest, der Ahornbaum namengebend war, ist fraglich; eher steckt hierin der althochdeutsche Begriff arnan (mhd. erren) = pflügen. Hasli, Oberhasli, Haslebach u. ä. gehen auf den Haselstrauch zurück, Kien- und Kiental auf die Kiefer, die ahd. kien-forha hieß. Bramo, brame bezeichnete ein Dorngesträuch, vornehmlich das der Brombeere; davon Namen wie Bramberg, Bremgarten. Die Lüdern trägt ihren Namen nach der „Luderen", d. h. der Alpenerle. Der Ortsname Wachseldorn hat verschiedene verdunkelnde Umdeutungen erfahren: aus Wachholder entstand zunächst Wachsholder, dann Wachsholteren, schließlich Wachseldorn. Ferner weist „Buchsi" deutlicher als das von den Kartographen „verschönerte" Buchsee (Herzogen-, Münchenbuchsee) auf den Buchsbaum hin; nicht ausgeschlossen ist freilich die Verwandtschaft dieses Namens mit Busch, Gebüsch (zu buixum, boscum, branzösisch buisson).

Unsere Übersicht über den weiten Bezirk „waldiger" Namen strebt keine Vollständigkeit an. Es sei anschließend nur noch auf einige wenige hingewiesen. Heggidorn bedeutet Hagdorn und meint insbesondere den Weißdorn, der oft zur Anlage von Lebhägen verwendet wurde. Studen, Rohr, Rohrimoos, Wyden, Wydimatt, Wydiboden, Buttenried u. ä. bieten der Deutung wenig Schwierigkeiten: Namengebend waren Staude, Schilfrohr, Weide und Hagebuttenstrauch. Die Weide, altdeutsch sahala, lat. salix geheißen, hat anderseits Namen wie Saali, Salenstein, Salbühl geschaffen, Laupen ist die Niederlassung im Laubwald.

Gewiß haben sich dem Leser bei der Wanderung durch den Ortsnamenbestand unserer Heimat fast von selbst auch die vielen Geschlechtsnamen in Erinnerung gerufen, die ihrerseits von den Waldnamen beeinflußt sind. Zahlreich leben sie unter uns, die Tanner, Eicher, Bucher und Büchi, die Eschler und Oesch, Dähler, Kiener, Lerch, Locher und Lohner, die Lander, Haslebacher und Marbach.

Hans Sommer

Die deutsche Sprachinsel bei Verona

In einem feierlichen Festakt wurde im August 1956 in Giazza oder Glietzen bei Verona das Jubiläum 60jähriger Priester- und Lehrertätigkeit von Msgr. Giuseppe Cappelletti begangen. Cappelletti, Professor am bischöflichen Seminar von Verona, wurde international bekannt, weil er den deutschen Dialekt seines Heimatortes Giazza wissenschaftlich erforscht und in einer Grammatik, einem Wörterbuch und einer Anthologie niedergelegt hat.

Die „Dreizehn und Sieben Gemeinden"

Die deutsche Sprachinsel Giazza/Glietzen hat eine fast 700jährige Geschichte. Im Jahre 1282 siedelte der damalige Bischof von Verona, Bartolomeo della Scala, bayrische Bauern in Giazza und 12 anderen Orten der Lessinischen Alpen an, in den sogenannten Tredici Comuni oder *Dreizehn Gemeinden.* Die Herren und Bischöfe von Verona statteten sie mit Privilegien, Vorrechten und mit einer eigenen Verwaltung aus, deren Sitz in Velo war. Zu den Gemeinden mit einer eigenen Verwaltung zählten Azzarino, Bosco con Frizzolano, Camposilvano, Cerro, Erbezzo, Roverè, Selva di Progno, San Bartolomeo delle Montagne, Sprea con Progno, Saline, Tavernole, Velo, Val di Porro und Giazza. Auch die Republik Venedig achtete die Selbstverwaltung der kleinen Bergautonomie, und erst die Franzosen hoben sie 1797 auf. Von hier holte auch Ala die deutsche Bevölkerung ins Rauttal oder Val Ronchi zur Rodung und